Nr. 50 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Die Leute von St. Bonifaz.

Roman von Minna Kautsky.

(Fortsetzung.)

16. Kapitel.

Die Menge der Pilger konnte in dem Kirchlein nicht Platz finden. Viele standen am Eingange auf den Stufen und horchten auf das Lied, das, von Frauenstimmen gesungen, durch die hohe Wölbung des Fensters nach außen drang.

Die Zeremonie war kurz und däuchte den Ermüdeten doch viel zu lange. Als sie beendet war, drängte alles ins Freie, um sich nach einem Sturmangriff auf Speisen und Getränke mit dem mühsam Errungenen auf der Wiese zu lagern.

In das Kirchlein war das Schweigen zurückgekehrt. Der Messner löschte die Kerzen am Altar; das grünliche Licht, das die vor dem Fenster emporgewachsenen Bäume hinein ließen, zitterte über die felsigen Wände, von denen es feucht herniederrieselte.

Hier und da huschte eine Mädchengestalt schattengleich durch den leeren Raum — der Strang wurde gezogen — hell tönte das Glöcklein. Jetzt hallte der Steinboden von einem festen Schritt, Peter war eingetreten.

Er hatte Anton in einem Zustande gesehen, der ihn beunruhigte. Er sah ihn nicht auf der Wiese — er suchte ihn hier — er suchte die Maridai.

Als seine Augen sich an die Dämmerung gewöhnt hatten, bemerkte er sie in der Kapelle, dicht vor dem großen Gitter in einem Betstuhl kniend. Sie hatte ihn nicht gehört, sie war im Gebet versunken, die Augen flehentlich nach oben gerichtet. Ihr Gott und ihr Wunsch waren in diesem Augenblick ein und dasselbe, seine Allmacht sollte erfüllen, was sonst unerfüllt blieb — er konnte es, sie glaubte daran, fest und innig. Wenn der Glaube der Vernunft entbehren kann, der Einfalt kann er nicht entbehren. Aber war sie nicht rührend in dieser Einfalt? Lag nicht ein Zauber darin, der ihn selbst umstrickte?

Sie liebte ihn wahr und echt, mehr als sich selbst. Damals, als sie das heubeladene Schiff, dessen er nicht mehr Herr war, gegen den anstürmenden Wind verteidigte, es an dem Strick festhielt, den sie um beide Arme gewunden und die kleinen Füße in den steinigen Grund bohrte, damit sie die Wellen nicht umwürfen, welch ein leidenschaftliches Wollen hatte sich in dieser spontanen Handlung betätigt, nach nichts hatte sie gefragt, als wie sie ihm dienlich sein könne, er hatte es kaum gewürdigt. War er nicht immer hart und rauh gegen sie gewesen, ungerührt von ihrer Demut, unbekümmert um das Weh, das er ihr zufügte und gestern noch, wo ihr Stolz erwachte, wo sie ihm das Almosen seines Mitleids empört vor die Füße warf, war es nicht Verzweiflung, die aus ihr sprach?

Und er wollte fliehen, sie nicht mehr sehen? Immer war es ihm als Schwäche erschienen, als Pflichtvergessenheit, als Wahnsinn, ihr anzuhängen. Pflicht, Pflicht! Auf nichts anderes hatte er sich besonnen, als daß er gebunden sei, weil er Hilde so geliebt.... Er liebte sie noch — aber nicht so, nicht so — redete er sich ein. Und ist eine Liebe wie die ihre, eine Hingabe ohne Grenzen nicht das höchste, was der Mensch dem anderen zu geben vermag? Ist es nicht das stärkste Gefühl, muß es nicht das gegenseitig beglückendste sein? Er empfand in diesem Augenblick die ganze ihn überströmende Süßigkeit dieser Liebe. Seine Augen hafteten auf dem betenden Mädchen, aber er rührt kein Glied, er steht und schaut, als müsse von selbst kommen, was sie zusammenführt und sie für immer verbindet.

Da vernehmen seine erregten Sinne ein Stöhnen; in dem Betstuhl vor ihm bewegt sich etwas, ein gurgelnder Mißton folgt.

Im nächsten Augenblick ist er zur Stelle.

Auch Maridai war herangekommen. Sie war keineswegs überrascht, Peter hier zu sehen, sie hatte ihn ja erwartet. Sie sahen sich an, sie reichten sich die Hände.

„Der Anton ist's," flüstert er ihr zu.

Sie nickte. Schon mühen sich beide um den Bewußtlosen, dessen Kopf nach rückwärts gesunken war und dessen Mund einen übelriechenden Odem ausströmte.

Ein leises Wort an Maridai belehrte diese, was hier zunächst zu tun sei, man muß ihn laben. Sie lief hinaus und kam bald darauf mit einem Becher wieder, den ihr die Gundel gegeben.

Sie hatte damit Wasser aus der Quelle geholt. Man besprengte den Ohnmächtigen, er öffnete die Augen.

„Trink," sagte Peter, ihm die Schale hinhaltend, „es wird Dir gut tun." Anton bewegte die Lippen, er brachte keinen Ton heraus. Er dankte mit den Augen und schlürfte den Trank mit durstigen Lippen, und wieder sank er in sich zusammen.

„Wir wollen ihn an die Luft bringen," flüsterte Peter.

Beide versuchten ihn aufzuheben. Er stand und bewegte sich, von ihnen gestützt, nach dem Vorraum.

Er selbst schien das Bedürfnis nach Luft zu haben und strebte dem Fenster entgegen.

„Ruhe einen Augenblick aus, es strengt Dich an," bat Peter, erschreckt von der Veränderung, die in dem Gesicht vorging. Aber Anton schüttelte ungeduldig den Kopf und deutete nach dem Fenster. Eine dunkle Röte war in seine Wangen gestiegen, ein unheimlich rasselndes Geräusch in seiner Lunge ging einem stoßenden Husten voraus. Er schnellte empor, wie aufgepeitscht von Entsetzen, und griff nach dem Munde: seine Hand nahm eine warm emporquellende dunkle Flüssigkeit auf. „Blut!" röchelte er mit einem krassen Ausdruck der Verzweiflung, als wäre unabwendbar sein Todesurteil gesprochen. „Mein Gott!" rief die Maridai; „Jesus, Maria, Josef!" schrie die Gundel, die der Maridai sofort nachgegangen war, gefolgt von ihrem getreuen Schatten, der Wagnerin.

„Pst," gebot Peter, die Herankommenden mit der Hand abwehrend, ohne daß sich diese daran kehrten. Ein neuerer schwächerer Bluterguß folgte, danach ein etwas freieres Atmen.

Peter nahm den Kranken in seine Arme und trug ihn an das offene Fenster. Schon vorher hatte er ihm das Halstuch gelockert, Weste und Hemd geöffnet, jetzt tauchte er sein Tuch in das Wasser und legte die Kompresse ihm auf das Herz.

Die Weiber, die ihn umstanden, belächelten mitleidig sein Bemühen.

„So a naß' Tücherl, soll das was helfen? Da wird er sich höchstens verkühlen," bemerkte die Gundel mit Schärfe, die Wagnerin schlug sich desperat auf die Stirne: „Jesus, wenn i mein Segen bei mir hätt!"

„So was soll man nie z' Haus lassen."

„Freilich, freilich, grad für's Blutbrechen hilft's Besprechen am besten, wie oft hab ich 's erprobt. — Wenn i mein Segen hersag', hört's Bluten auf."

„Für Verrenkungen wüßt ich ein gut's Sprücherl, vielleicht hilft's auch," sagte die Gundel, die nicht zurückstehen wollte.

„Schaden kann's nicht, jetzt fallt mir übrigens der Anfang schon ein — wenn man nur heran könnt zu dem Menschen. Laß einen doch zuwi," sagte die Gundel erbost, Peter bei Seite schiebend.

„Ihr nehmt dem Kranken die Luft und Euer Gerede regt ihn auf."

„Du regst ihn auf."

„Geht, entfernt Euch."

„Du willst uns weisen — Du — schau, daß Du weiterkommst."

„Er braucht Ruhe!"

„Er braucht Gnade," sagte die Wagnerin, die immer etwas pathetisch war, „wir bringen sie ihm."

Sie begannen ihre Gebetformeln herzusagen, eine monotone Beschwörung, ohne Sinn und Ausdruck und jede redete etwas anderes.

Anton, der, unter dem Bann einer furchtbaren Depression alles mit sich vornehmen ließ, überkam ein Zittern. Was ihn bisher aufrechterhalten hatte, war jäh zusammengebrochen und nun diese schreckliche Leere in seiner Brust, diese Oede bis zur Uebelkeit — so geht man dahin, ohne Trost, ohne Hilfe, mit dem Gefühl der Vernichtung. Das Gekrächze der Weiber dicht an seinen Ohren zerrte an seinen Nerven, ihr heuchlerischer Augenaufschlag erbitterte ihn. Ingrimm erfaßte ihn, ein grenzenloser Zorn. Aber er verdrängte die Leere in seinem Innern, es war Wohltat, Erleichterung — er fühlte, daß er noch lebte.

Er schrie sie an, mit teilweise versagender Stimme:

„Hört auf, laßt die Beterei — ich brauch sie nicht, Gott hört sie nicht — er will sie nicht hören!"

Die Weiber bekreuzten sich.

„Versündige Dich nicht — wenn man so schon so g'straft is, wie Du, da kann man nix tun als beten!"

Anton schrie auf im Paroxismus der Verzweiflung: „G'straft — wofür? — ich soll beten! — hab ich's denn nicht getan! Ich — ich!"

Peter umfaßte ihn:

„Antworte nicht, reg Dich nicht auf — Du sollst nicht reden."

„Ich will reden, ich will's ihnen sagen."

„Laß sie, willst Du Dich umbringen?"

„Was liegt mir daran — je früher ich hin werd, um so besser — was hab ich noch zu erwarten? — Es gibt kein Mitleid, nicht im Himmel und nicht auf Erden. Geht, ich hab's erfahren! — Wie hab ich gebetet: Vater unser — gib uns unser tägliches Brot. — Vater im Himmel, gib mir die Kraft, daß ich's erwerbe, hab Mitleid mit meinen Kindern, den armen unschuldigen Kindern — ich kann's nicht ertragen, wenn sie mich um Brot bitten und ich sie betteln schicken muß — ich kann nicht zusehen, wenn sie sich vor meinen Augen erniedrigen und verderben — kannst du es? Guter — Allbarmherziger, kannst du's? Auf den Knien bin ich vor dir gelegen — und gewinselt hab ich wie ein Hund zu den Füßen des Herrn — umsonst — das Dach meines Hauses ist heute nacht über uns zusammengebrochen — ich muß heraus — wohin!? — Kein Dach — kein Brot, der Winter vor der Tür — Krankheit und Elend! — Betet, und es wird euch geholfen werden. — Warum bin ich denn hier? Warum? Mit meinen letzten Kräften bin ich heraufgestiegen, hab den Heiligen um seine Fürbitte angefleht, den Stein hab ich geschleppt — den schweren Stein — was ist mein Lohn!? Mein Blut nimmst du mir — das letzte rote Herzblut. Gott, Gott, was hab ich dir getan — warum ver — dammst du mich!"

Peter hatte vergeblich versucht, ihn zu beruhigen. Anton befand sich in einer furchtbaren nervösen Aufregung, die Worte stürzten aus seinem Munde, die Augen waren blutunterlaufen, seine Brust bebte, wie seine Lippen, wie seine Hände.

„Gott weiß die zu finden, was an ihm freveln, sie müssen's büßen," versetzte die Gundel streng.

„Sein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden," fügte die Wagnerin schnell hinzu.

Peter, die Weiber ignorierend, wendete sich an Anton.

„Was machst Du für Deinen Zustand übernatürliche Mächte verantwortlich, Du büßest nur für Deine eigene Unvorsichtigkeit. Du hättest voraussehen müssen, daß Du der Anstrengung nicht gewachsen bist, wie konntest Du Dich dieser Prozession anschließen und noch dazu den Stein herauf schleppen, es mußte so kommen."

„Es mußte?!" schrie er auf, „heißt es nicht, es fällt kein Sperling vom Dach, ohne seinen Willen und der Herr hilft denen, die an ihn glauben? — Ich hab' geglaubt, fest hab ich auf ihn gebaut und er straft mich so!"

„Komm," drängte Peter, ermunternd und befehlend zugleich, „hier kannst Du nicht bleiben, in der frischen Luft wirst Du Dich erholen, ich führ Dich dann langsam hinunter."

Anton schleuderte die helfende Hand zurück.

„Du glaubst, ich kann gehen, wenn Du sagst, komm. Ich bin ein geschlagener Mann — hin bin ich — ich werd' mich nie mehr erheben! Wozu auch? Es ist ja gut so, es ist das beste — was soll ich noch im Leben? — Ich hab das Leben satt. — Sterben ist Barmherzigkeit — — das ist Hilfe — ich sehe es ein — die Erde ist für uns Arme nur ein Jammertal — erst im Tod ist Erlösung!" Er sank zurück.

Die Gundel aber, erbost von seiner rauhen Zurückweisung vorhin, schrie ihm zu:

„Mit so gottlosen Reden verwirkst Du Dir Deine ewige Seligkeit, dafür wirst Du einst in der Hölle braten."

Zuckungen rissen ihn wieder empor, er lachte hohnvoll, „Hahaha! so meinst Du's, so legst Du Dir's für mich aus? — Auf Erden das Leben eines Hundes geführt — gehungert, gelitten, geschlagen, und wenn es zu Ende ist — im Jenseits die ewige Qual!" Der Gedanke in seiner Ungeheuerlichkeit exaltierte ihn vollends, und daß ihn jemand aussprechen, daß dieses Weib ihm damit drohen durfte, machte ihn rasend. Mit der geballten Faust fuhr er gegen die Gundel los. In dem Augenblick aber durchfuhr ihn der Gedanke, an Oftgehörtes, Oftverkündetes anknüpfend, daß sie vielleicht Recht habe, und ein krampfhaftes Röcheln einem Schluchzen ähnlich durchschütterte seine Brust: „Wer das ausgedacht hat, wer so — so eine Welt geschaffen hat, das war kein Gott, das war ein boshafter Teufel!"

Er brach zusammen.

„Er lästert Gott!" schrien die Weiber und vom Eingang her wiederholte sich der Ruf des Entsetzens: „Er lästert Gott!"

„Hinaus mit Euch, Ihr albernen Weibsbilder," herrschte Peter sie an, der sich mit Maridai um den Hingesunkenen bemühte, „sofort hinaus!"

Da löste sich schattengleich eine dunkle Gestalt von der Felswand und näherte sich der Gruppe am Fenster. Es war der Herr Kaplan.

Sein schwarzer Chorrock, der bis zum Halse reichte, der kleine Kopf, das blasse Gesicht, das in der Beleuchtung vom Fenster her einen grünlichen Schimmer erhielt, sein unhörbares Hervortreten verliehen ihm etwas Gespenstisches.

Maridai stieß einen kleinen Schrei aus und schmiegte sich fester an Peter. Die Augen des Priesters flammten auf und zu Peter gewendet: „Wie können Sie es wagen, Pilger aus der Kirche zu weisen, das ist eine unerhörte Frechheit!"

„Eine Frechheit!" ließ sich das weibliche Echo vernehmen. Aber schon mischten sich Männerstimmen vom Eingange her in die erzürnten Rufe.

„Ich frage Sie, was haben Sie hier zu suchen?" herrschte der Kaplan, dicht vor Peter hintretend, ihn an.

Dieser hatte sich aus der gebückten Stellung erhoben und entgegnete ruhig, daß er gekommen sei, nach dem Freunde zu sehen, der dringend der Hilfe bedürfe und um den sich niemand gekümmert habe. Er hat eine Blutung. Er befindet sich, wie Sie sehen, in einem Zustand nervöser Erschöpfung. Er braucht Ruhe, frische Luft, bitte, helfen Sie mir, ihn fortzubringen."

Der Priester wiederholte seine fortscheuchende Bewegung: „Ueberlassen Sie das mir, ich werde veranlassen, was nötig ist. Verlassen Sie die Kapelle. Ihre Gegenwart ist eine Provokation — eine Gefahr für Sie selbst, gehen Sie, sonst stehe ich für nichts."

Lärmend, unter wüsten Rufen drang ein Trupp Männer herein. Man hatte bereits erfahren, daß hier etwas los sei, da wollte man auch dabei sein. Sie waren entzückt, als sie gewahr wurden, daß sich's um den Peter handelt, den Gottesleugner, der es gewagt hatte, hier einzudringen.

„Hinaus mit dem Ketzer!" riefen sie.

„Hinaus mit dem roten Hund!" schrie einer dazwischen. Rohes Gelächter begrüßte die Variation und ein Dutzend Stimmen wiederholten die Aufforderung.

Maridai erkannte die Gefahr, sie erfaßte zitternd die Hand des Geliebten. Der Priester trat ihr entgegen:

„Du bleibst, er geht allein."

„Allan muß er gehen," wiederholten alle. „Magst vielleicht nit? Na wart, wir werden Dich schon r'aus kitzeln aus dem Häusel. Wir werden Dich weisen, den Hut abnehmen vor der Prozession. — Wir werden ihn Dir so lang um die Ohrwascheln schlagen, bis er in Fransen is und Deine langen Ohrwascheln detto."

Alle lachten, man amüsierte sich.

Da bahnte sich einer mit Püffen den Weg unter denen, die ihm den Eingang verstellten, zornig sprang er gegen die Maridai los: „Hast es nit g'hört, allan soll er gehen, was halt'st ihn so fest — kannst nit mehr los von ihm, bist schon so eng verbandelt mit dem Verführer?" Der Gottlieb wars, der mit geballten Fäusten vor Peter hintrat und ihm ein: „Elendiger Lump!" ins Gesicht schleuderte.

Die feindselige Stimmung wuchs.

Auch unten auf der Wiese wurde es lebendig. Keiner wollte sein Bier stehen lassen, daher eilten sie mit den steinernen Bierkrügen herbei, postierten sich an den Stufen und sahen nach der gewölbten Fensteröffnung hinauf. Sie sahen den Verhaßten am Pfeiler lehnen, sie hörten die Worte des Priesters, die Zornesrufe und Drohungen derer, die, flinker als sie, den Schauplatz erreicht hatten und instinktiv errieten sie, daß da oben Gericht gehalten wurde über den Sünder und daß der Augenblick der Abrechnung, den alle herbeisehnten, gekommen war.

Der Bürgermeister, der die Prozession hier oben erwartet hatte und auf der Wiese die Honneurs machte, gab dem Steuereinnehmer ein Zeichen, das dieser sofort verstand.

„Ja, die prügeln ihn schon nach Noten durch," blinzelte er schadenfroh, „wir müssen nicht dabei sein."

Unauffällig verschwanden sie, bergab ging's schnell. Bald waren sie in der Schenke am Fuße des Berges und konnten in aller Gemütsruhe die Neuigkeiten erwarten, welche die Pilger ihnen am Rückweg zu künden hätten.

Für Peter gestaltete sich mit den herzuströmenden Massen die Situation immer kritischer. Die Aufregung mehrte sich mit den Anklagen. Es schien, als habe der Mann, der, ein Verfemter, am Fenster lehnte, mit einer Ruhe, die alle erbitterte, jedem von ihnen etwas angetan, jedermann einen Schaden zugefügt, sie insgesamt auf das gröblichste beleidigt. Er hatte den Glauben abgeschworen, nie eine Messe besucht — in Versammlungen gepredigt — die Arbeiter verhetzt — im Hause Unzucht getrieben — seine eigene Base verführt — die Vornehmsten im Orte um ihren Profit betrogen — sie alle geprellt — niemand einen Verdienst zukommen lassen — und dieser uneheliche Sohn, der nie einen Vater gehabt, der seinem Oheim nur Unehre gemacht, dieser Habenichts, dieser Rebeller gegen Gott und die Obrigkeit, er wollte sich über

sie setzen, gescheiter sein als sie alle miteinander und er war ihnen nachgegangen, hatte sich in die Kapelle geschlichen, um sie in ihrer Frömmigkeit noch zu verhöhnen. Nieder mit ihm! Ein Geheul drang von unten herauf, wild, das Schlimmste verkündend, es fand oben sein Echo.

Peter war eine Nuance bläßer geworden. Er richtete sich stramm in die Höhe, wie um sich seiner Kraft zu versichern; seine Augen glänzten, funkelten.

In diesem Augenblick schwirrte ein Stein so nahe an seiner Stirn vorüber, daß er ihn streifte. Er schlug an den Felsen an, der sich über seinem Haupte wölbte und fiel neben ihm zu Boden.

Maridai, die von den Männern hinweggedrängt wurde, sprang auf Peter los und umschlang ihn mit beiden Armen.

„Sie steinigen Dich, komm fort," schrie sie, und zu dem Geistlichen gewendet: „Schützen Sie ihn um Gottes willen!"

Aber schon war ein weiterer Trupp hereingestürzt, so daß der Vorraum von Menschen angefüllt war.

„Haut ihn!" schrien sie, „haut ihn nieder!"

„Werft ihn zum Fenster hinaus!"

Allgemeines Gelächter: „Er soll fliegen lernen," schrien die von unten herauf. „Nur herunter mit ihm, 's g'schieht ihm nix, wir fangen ihn auf, er fallt weich — windelweich werden wir ihn entlassen." Der Priester, bestürzt von dieser entfesselten Roheit, hatte Peter vom Fenster hinweggerissen.

Dieser befand sich jetzt mitten in der Kapelle, dicht vor den felsigen Stufen, die aufwärts in das Höhleninnere führten.

„Herr Kaplan," rief er jetzt mit fester Stimme, „mahnen Sie die Leute zur Besonnenheit, schaffen Sie Frieden. Ich hoffe, Sie haben nicht jeden Einfluß auf Ihre fromme Herde verloren — man soll mir freien Abzug gewähren."

„Ich fürchte, ich bin hier machtlos," versetzte der Priester. „Sie haben die Leute zu sehr erbittert."

„Dann werde ich mich durchschlagen, hört Ihr's? Ich bin nicht wehrlos — wenn Blut fließt, ich habe Euch gewarnt!"

Ein Geheul antwortete ihm.

„Halloh! Der will sich wehren -- Blut fließen lassen — Haut ihn!"

„Niederschlagen! Nur gleich niederschlagen!" brüllte der Gottlieb, der sich indes mit einem Knüppel bewaffnet hatte und hinter den Weibern wieder nach vorn drängte.

Peter hatte sich von dem ihn umklammernden Mädchen losgemacht: „Geh," sagte er barsch, „ich will es!"

„Sie werden Dich umbringen!" schrie sie in der Angst der Verzweiflung. „Ich laß Dich nicht!"

Der Priester hatte sich in etwas später Erkenntnis der Pflicht seines Amtes den Heranstürmenden entgegengeworfen: „Zurück, was wollt Ihr?" Er duckte sich rasch, ein Stein war über seinen Kopf hinweggesaust.

Er war gut gezielt und traf in der Richtung den erhöht stehenden Mann, den Maridai aufs neue umklammerte. Sie stieß einen kurzen Schrei aus, der Stein war neben ihr zu Boden gefallen.

„Gebt Frieden!" rief der Kaplan, erschreckt vor der Gefahr, die mit dem anderen ihn selbst bedrohte: „Wahnsinnige, laßt den Menschen in Ruhe, ich befehle es Euch im Namen Gottes!"

Aber diese Aufforderung fand kein Gehör. Männer und Weiber, voll Rachedurst, wollten den argen Sünder, den sie in Händen hatten, sich nicht wieder entreißen lassen. Sie tobten:

„Dem hilft kein Herrgott mehr!"

„Dem Gotteslengner!"

„Dem roten Hund!"

„Der steht mit dem Teufel im Bunde!"

„Gehen 's auf d' Seiten, Hochwürden, der g'hört schon uns!"

Sie brachen los, gleich wildgewordenen Tieren.

Einer plötzlichen Eingebung gehorchend, hatte Peter das Mädel an sich gerissen und mit dem lauten, hohnvollen Ruf: „Heilige Dummheit, steh mir bei!", war er, ehe die Heranstürzenden sich dessen versahen, mit dem Mädel im Dunkel der Höhlung verschwunden.

„Ihm nach! — Er kann drinn nicht weiter!"

„Zerrt's ihn nur außi!" ertönte das Kommando. Aber es waren nur Zwei, die den Mut fanden, es auszuführen. Gottlieb voran, ihm nach der Mathias.

Es war in dem dämmerigen Raum plötzlich ganz finster geworden. Schwere Wolken mußten heraufgezogen sein, hinter denen die Sonne verschwand. Die Augen vermochten die Gegenstände nur mühsam zu unterscheiden und die Ohren horchten vergebens auf einen Laut.

Die Stille, die dem Aufruhr folgte, wirkte um so beklemmender, je länger sie anhielt. Man hörte nichts als das stoßweise Atmen der hier in starker Spannung versammelten Menschen.

Da wurden die weit aufgerissenen, nach einem Punkte starrenden Augen von einem starken, bläulichen Blitz geblendet.

Krachend folgte der Donnerschlag, so stark und so nahe, daß die Felsenwände erzitterten. In dem vielfachen Echo der Berge tönte es schauerlich nach.

Männer und Weiber waren auf die Knie gestürzt, sich bekreuzigend. . . . Und wieder ein Blitz. Sie folgten einander in kurzen Intervallen, während der Donner unausgesetzt dröhnte. Er konnte nicht mehr zur Ruhe kommen. Die Weiber, halbtot vor Schrecken, riefen Gott und alle Heiligen an. Die Männer starrten stumm vor sich hin, sich ebenfalls bei jedem Blitze bekreuzend.

(Schluß folgt.)

Die Flocken fallen.*

Ein Winterabend wölkt das Land.
Die große Stadt summt. Fern, ganz fern,
vom Abendrot ein Streif sich spannt;
drein schlägt die Nacht die grauen Krallen...
Schon blinzelt matt ein erster Stern.
Ein Wind braust auf. Und Flocken fallen...

Wir wandeln träumend still zu Zwei'n.
Dein graues Wolltuch hüllt dich warm.
Ein Flackern vom Laternenschein
läßt uns durch gold'ne Nebel wallen.
Und fester preß' ich deinen Arm
in meinem Arm. — Die Flocken fallen...

Die Flocken fallen weich und leicht
wie Silbersterne auf dein Haar.
Und deine rote Wange streicht
warm meine Wange. — Worte lallen
ein Liebesstammeln heiß und wahr
An unser Ohr. — Die Flocken fallen...

Weiß liegt die Welt: ein Märchentraum.
Leis weint der Wind. Blau dampft die Nacht.
Die Silberäste streckt ein Baum
entgegen uns. Wir aber wallen
durch diese stille Winterpracht...
Uns führt das Glück! — Die Flocken fallen...

Ludwig Lessen.

* Aus dem soeben bei J. Sassenbach (Berlin) erschienenen Gedichtbuch „Lebensmittag" von Ludwig Lessen.

Bucheinbände

Von Emil Kloth.

Das Buch in der uns heute gewohnten Form taucht erst im frühen Mittelalter, etwa im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, auf. Denn die Papyrusrollen der alten Aegypter, Griechen und Römer kann man als Bücher nicht bezeichnen; eher schon die mit Wachs bestrichenen Holz- oder Elfenbeintafeln der alten Römer, in welche vermittelst eines spitzen Stiftes die Schriftzeichen eingraviert wurden. Zwei solcher Tafeln, an der linken Seite durch Ringe miteinander verbunden, nannte man Diptychen, und zu dritt zusammengehalten: Triptychen. Aber erst die Erfindung des Pergaments bahnte der Buchform den Weg. Dieses neue, verhältnismäßig dünne Schreibmaterial gestattete leicht das Zusammenfügen mehrerer Blätter in einer Lage, die durch eine Schnur zusammengehalten wurde. Je nach der Stärke des Buches wurden mehrere solcher Lagen durch Heftung oder Leim miteinander vereinigt und mit einem starken Pergamentumschlag versehen.

Für die zu kirchlichem Gebrauch bestimmten schweren Bücher reichten jedoch solche leichten Einbände nicht aus; sie empfingen als kostbare Hülle metallene, mit Perlen und Edelsteinen besetzte Schalen. Als das Christentum immer mehr zu Macht und Ansehen gelangte, erfuhr die Schreibkunst in den Klöstern eifrige Pflege, und es galt gewissermaßen als gottgefälliges Werk, Bücher zu schreiben und abzuschreiben. Die Schreibarbeit in den Klöstern wurde ursprünglich mittelst der Rohrfeder, später mit Gänsekielen ausgeführt. Das Pergament, welches man aus Tierfellen, das beste aus Lammfellen, herstellte, wurde in folgender Weise gewonnen. Die Felle wurden in Kalk gelegt, darauf durch Abschaben von den Fleisch- und Fellresten befreit, sodann mit Bimsstein geglättet und schließlich zur Erzielung eines reinen weißen Grundtons mit Kreide eingerieben. Vor dem Schreiben wurde es sorgfältig liniiert, dann erhielt es der Schreiber. War dieser mit seiner Arbeit fertig, so wanderte das Buch zum Rubrikator, der die roten Anfangsbuchstaben, Ueberschriften und Einfassungslinien in den dafür freigelassenen Raum zeichnete. Handelte es sich um ein besonders kostbares Werk, so erhielt es nunmehr der Illuminator, der die oft in prächtigen Farbenschmuck, vielfach auf Goldgrund ausgeführten Initialen, Randverzierungen und Bilder herstellte. In dieser Weise schuf die klösterliche Kunst wahrhafte Meisterwerke der Schreibkunst, die jetzt noch das Entzücken der Bücherliebhaber hervorrufen, und die als musterhafte Vorlagen für die ersten Buchdrucker eine Erklärung für deren hohen Kunstsinn, wie er sich in ihren Werken offenbart, geben.

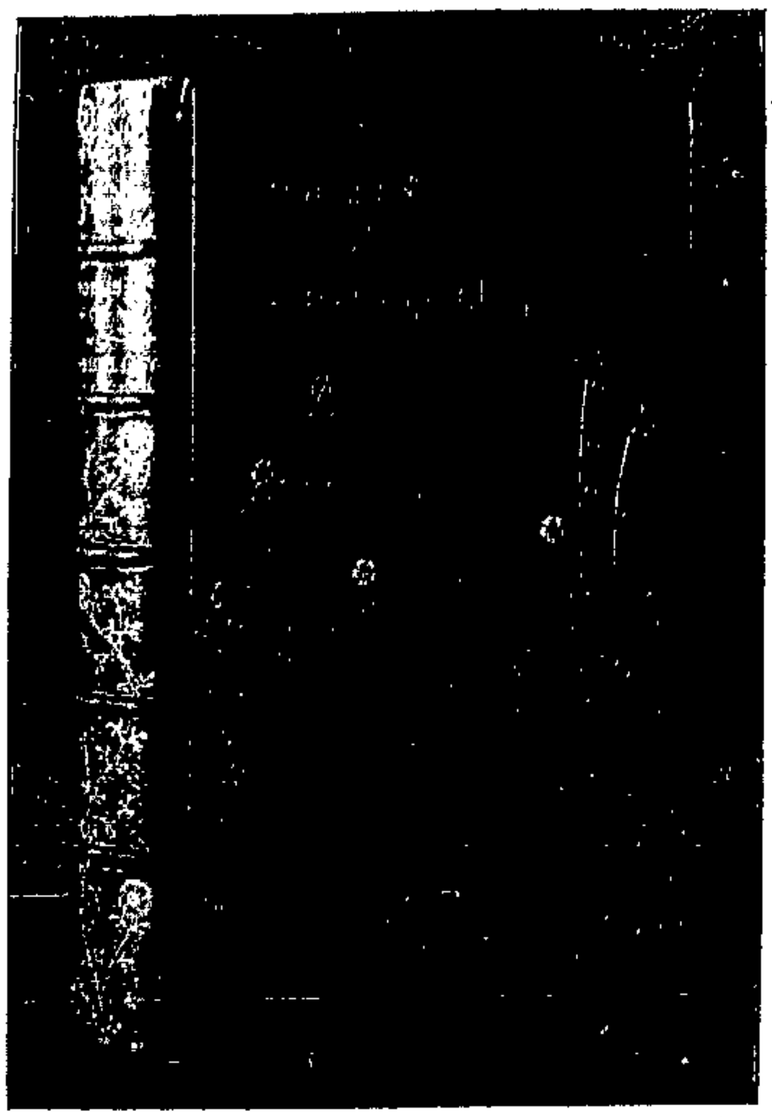
Dem kostbaren Inhalt solcher Werke mußte selbstverständlich die Umhüllung entsprechen, und der Einband wurde daher aus starken Holzdeckeln, die mit Leder, Pergament, zuweilen auch mit Sammet oder Seide überzogen wurden, hergestellt. Metallene Beschläge und Verschlüsse dienten ebenso zum Schutz wie auch zur Verzierung, die auch wohl durch Edelmetall- und Elfenbeineinlagen und aufgesetzte Edelsteine noch erhöht wurde. Ein eigentliches Buchbinderhandwerk bestand jedoch bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst nicht, mochten auch zahlungsfähige Bücherliebhaber wohl hier und da Bücherwerkstätten eingerichtet haben. Meistens wurden aber die Bücher in den Klöstern oder von den Bücherschreibern selbst eingebunden. So heißt es von einem Hans Dirnstein in einem 1471 erschienenen Buche von den sieben weisen Meistern: „Der hait es

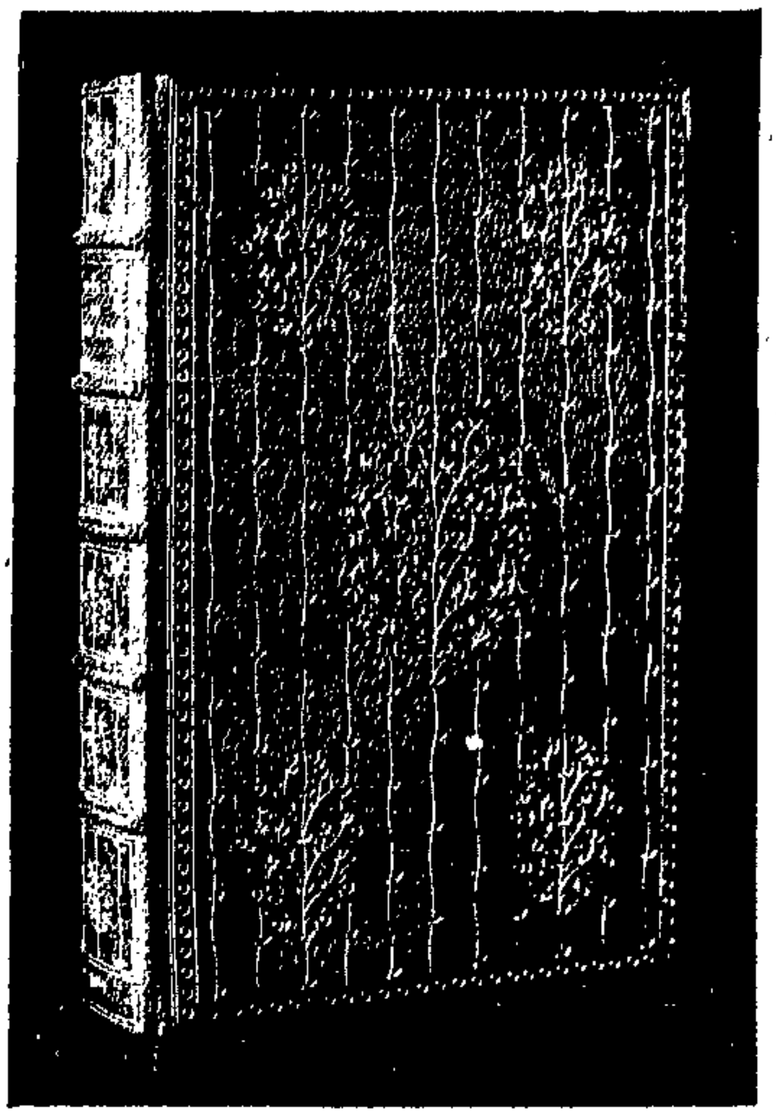
geschreben und gemacht, gemalt, gebunden und ganz vollenbracht".

In der Technik des Bucheinbandes haben es die Araber früh zu einer hohen Kunst gebracht. Der sogenannte Lederschnitt — die auf die Decke übertragene Zeichnung wird mit dem Messer eingeschnitten und der übrige Grund mit runden Punzen niedergeschlagen, so daß die Zeichnung im Flachrelief hervortritt — ist ihrer Erfindung zuzuschreiben; ebenso auch das Vergolden der Buchdecken. Durch die Kreuzzüge fanden die technischen Errungenschaften der Araber auch in Europa Eingang.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst revolutionierte die Technik des Bucheinbandes nicht gleich. Auf einem Holzschnitt von Jost Amman aus dem Jahre 1597, der das Innere einer Buchbinderwerkstatt darstellt, sieht man Säge, Handbeil, Schnitzmesser, Bohrer, Raspeln, Hobel, so daß man eher eine Tischler- als eine Buchbinderwerkstatt zu sehen glaubt. Die Pappe hatte noch immer nicht den Holzdeckel verdrängt. Das mochte wohl daran liegen, daß aus den verschiedensten Gründen an Massenauflagen noch nicht zu denken war, oder solche, wenn sie vorkommen, meistens nur broschiert in die Welt hinausgingen. In den folgenden beiden Jahrhunderten gewinnt aber der Pappband immer mehr die Oberhand, der technisch zwar einen Rückschritt bedeutet, da mit seinem Vordringen die Verarbeitung edlen Materials, des Leders und Pergaments, immer mehr abnimmt, der aber andererseits mehr der buchhändlerischen Spekulation und dem Lesebedürfnis des Volkes Rechnung trug.

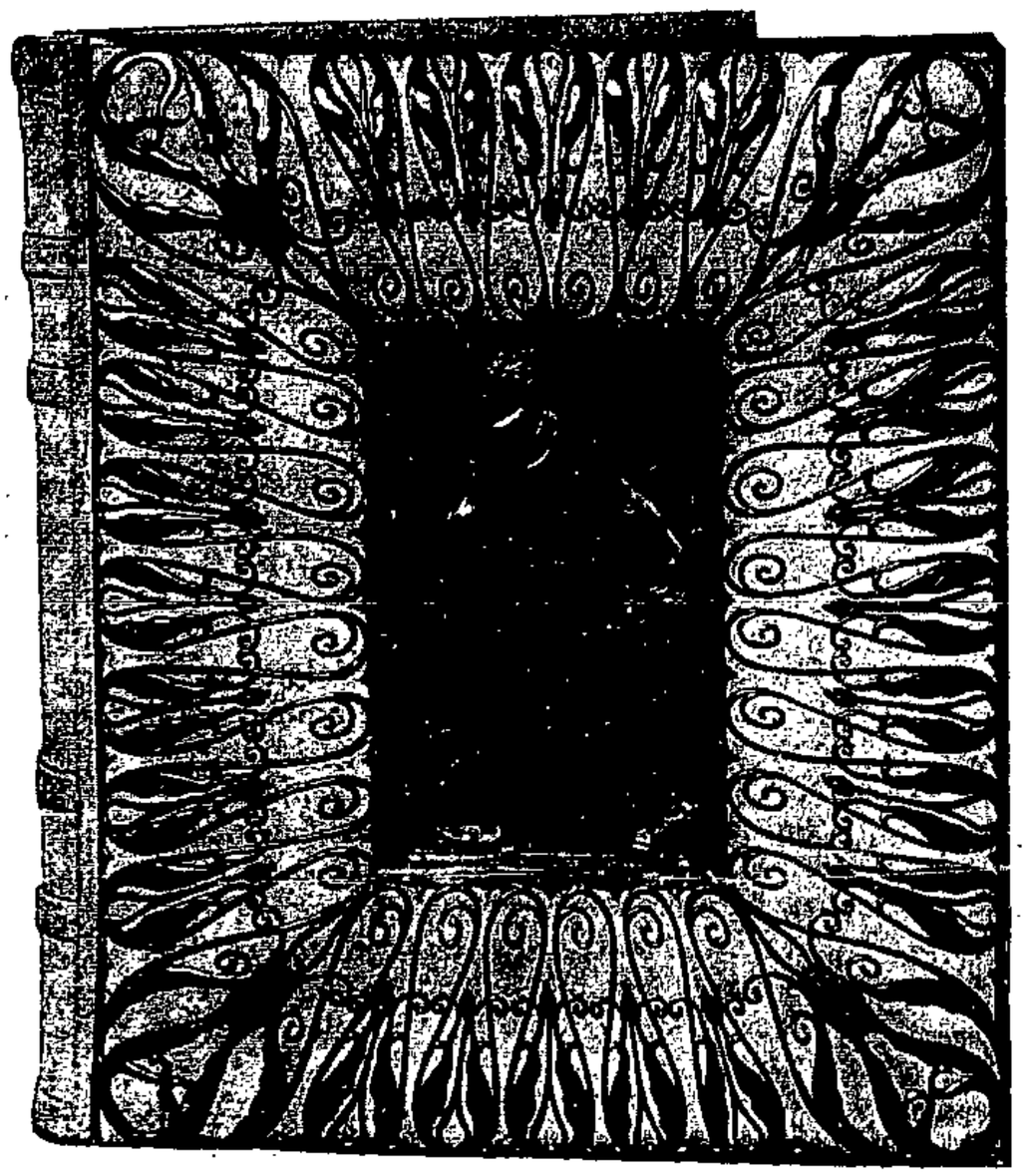
Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Buchbinderei handwerksmäßig ausgeübt. Maschinen fanden fast gar keine Anwendung. Der am meisten produzierte Einband war der mit Papier überzogene Pappband, dessen Herstellung in folgender Weise vor sich ging. Kamen die rohen Bogen aus der Druckerei, so mußten sie erst „planiert", d. h. durch dünnes Leimwasser gezogen, darauf ausgepreßt und dann einzeln zum Trocknen auf Leinen gehangen werden. Ohne dieses Verfahren war das damalige Papier löschpapierartig. Waren die Bogen trocken, wurden sie vermittelst des Falzbeins so gefalzt, daß genau Seitenzahl auf Seitenzahl zu liegen kam. Um dem Papier Festigkeit und Glätte zu geben, mußten die gefalzten Bogen eingepreßt und danach „geschlagen" werden. Letzteres geschah, indem man mit einem kurzstieligen, schweren breiten Hammer auf die Bogen, welche man in Lagen von 10—15 Stück in der linken Hand festhielt, kräftig einschlug. Das Schlagen erforderte große Kraft und Geschicklichkeit, andernfalls die erforderliche Glätte der Bogen nicht erreicht oder Falten und Löcher in das Papier geschlagen wurden. Nun erhielt der Buchrücken in der Handpresse soviel Einschnitte mit dem „Fuchsschwanz", als, je nach der Größe des Buches, dasselbe Bindfadenbünde bekommen sollte. Auf der Heftlade mit dem senkrecht gespannten Bindfaden konnte dann das Heften mit Nadel und Zwirn beginnen.



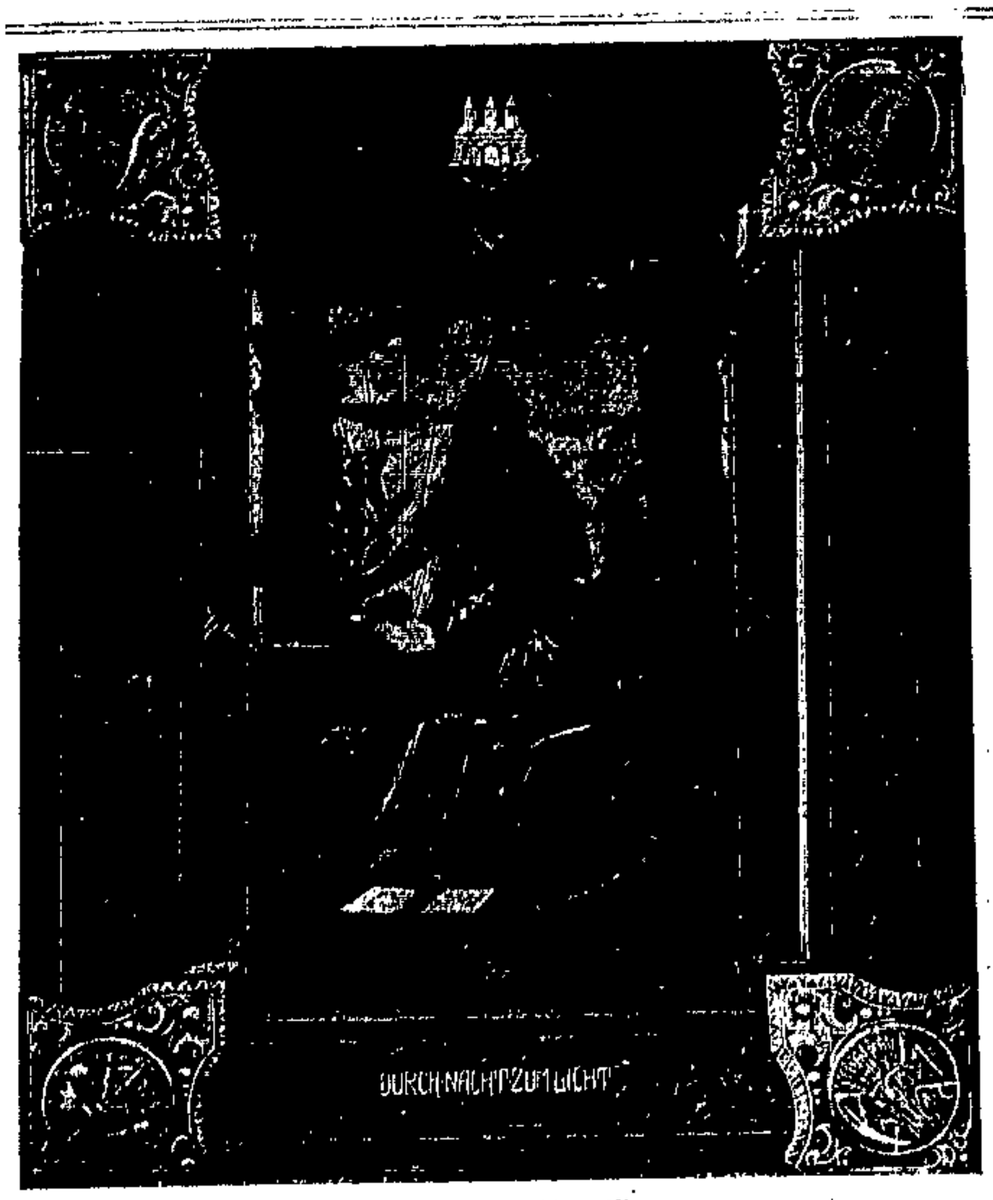


Moderne Bucheinbände.

Bogen für Bogen hatte die Nadel zu durcheilen, wobei der Faden immer im Rückenfalz der Bogen zu liegen kam; nur die Bünde wurden umstochen und nahe am oberen und unteren Ende der Bogen der Zwirn jedesmal mit dem des vorgehenden Bogens umschlungen „verfitzt". Waren so die einzelnen Bogen in Zusammenhang gebracht, dann wurden die über den Buchrücken hinausstehenden Bindfadenbünde aufgeschabt und auf das hinten und vorn befindliche Vorsatzpapier aufgeklebt. Hiernach wurde der Buchrücken mit Leim bestrichen und mit einem heißen Hammer eingerieben, damit der Leim in die Zwischenräume eindrang und die Bogen fest miteinander verband. Nachdem der Rücken getrocknet war, konnte mit dem Beschneiden des Buches begonnen werden. Diese Arbeit mit dem Schneidehobel erforderte eine geschickte Handhabung, sonst riß leicht die Hobelzunge das Papier ein und von einem glatten Schnitt war dann keine Rede. In der Regel wurde erst das Buch vorn beschnitten, dann mit dem Hammer rund geklopft und zwischen zwei Brettern in der Presse „abgepreßt". Das Abpressen dient zur Festigkeit des Buches. Mit der scharfen Kante des Hammers wird in ebenmäßiger Rundung der Rücken an die Preßbretter angeklopft, so daß sich auf beiden Seiten des Rückens der Falz bildet, in den die Pappen der Decke einen sicheren Halt finden. Noch in der Presse wird auch der Rücken mit zähem Papier überklebt, zuvor jedoch mit Kleister eingeweicht und mit der scharfen Kante des Hammers und mit Papierspänen abgerieben, damit der überflüssige Leim herunterkommt. So bleibt das Buch mehrere Stunden oder am liebsten während der Nacht in der Presse, um dann oben und unten beschnitten zu werden. Den Pappbänden gab man gewöhnlich einen gesprengten, gefärbten oder marmorierten Schnitt. Das Sprengen des Schnittes geschieht, vermittelst einer gewöhnlichen Auftragbürste, die nach Aufnahme der Farbe über ein Drahtgitter hin- und hergerieben wird; der unter letzterem befindliche Buchschnitt empfängt dadurch die Farbe in kleinen Punkten. Bei Farbschnitten bedient man sich eines Pinsels oder Schwammes, die Farbe muß, um eine gute Deckung zu erzielen, zweimal, unter Umständen auch noch öfter, auf den Schnitt aufgetragen werden. Mehr Kunst erfordert schon das Marmorieren des Schnittes. Das Verfahren ist ein ziemlich umständliches und eine Beschreibung desselben vermittelt keinen richtigen Begriff davon. Wir begnügen uns daher mit ganz kurzen Angaben. Die hauptsächlichsten Arten der Marmorschnitte sind: Adermarmor, Türkisch- und Griechischmarmor, Pfauen- und Bukettmarmor sowie der sogenannte Kammschnitt. Innerhalb dieser Arten ist die Zahl der Muster Legion. Die tüchtigen Marmorierer sind wahre Künstler auf dem von ihnen beherrschten Gebiet und in der Erfindung farbenprächtiger Dessins unerschöpflich. Als Materialien kommen Karagaheenmoos, Farben, Ochsengalle oder Sprengwasser und Alaun in Betracht. Der Marmoriergrund besteht aus gekochtem, durch Wasser flüssig gemachten Karagaheenmoos, der in ein Blechbecken von etwa 50 Zentimeter Länge, 25 Zentimeter Breite und 5 Zentimeter Tiefe gefüllt wird. Mit Pinseln werden die Farben auf diesen Grund gespritzt, die Farbenklexe durch Ochsengalle oder Sprengwasser auseinandergetrieben und mittels des Stiftes oder des



Das goldene Buch der Stadt Dresden.

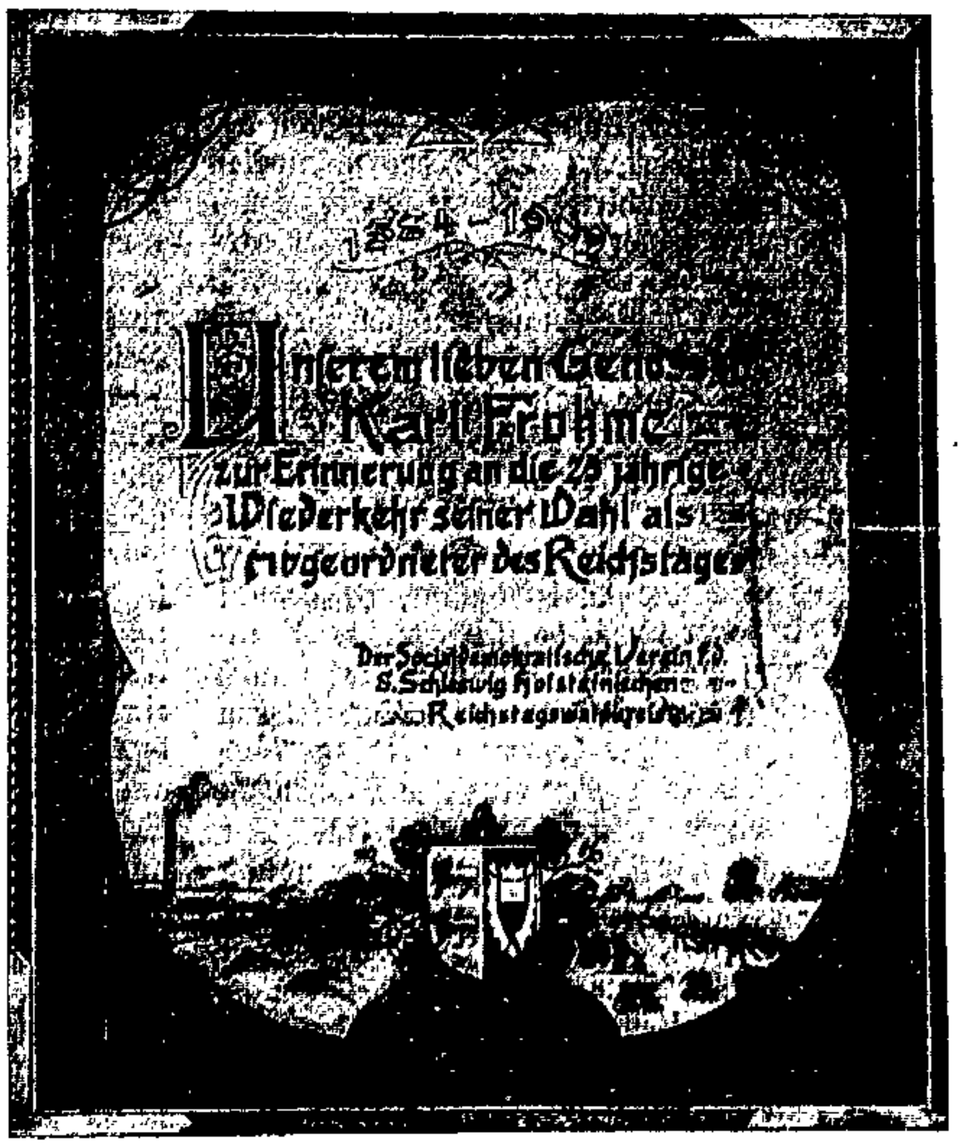


Ansicht der Frohmeschen Mappe.

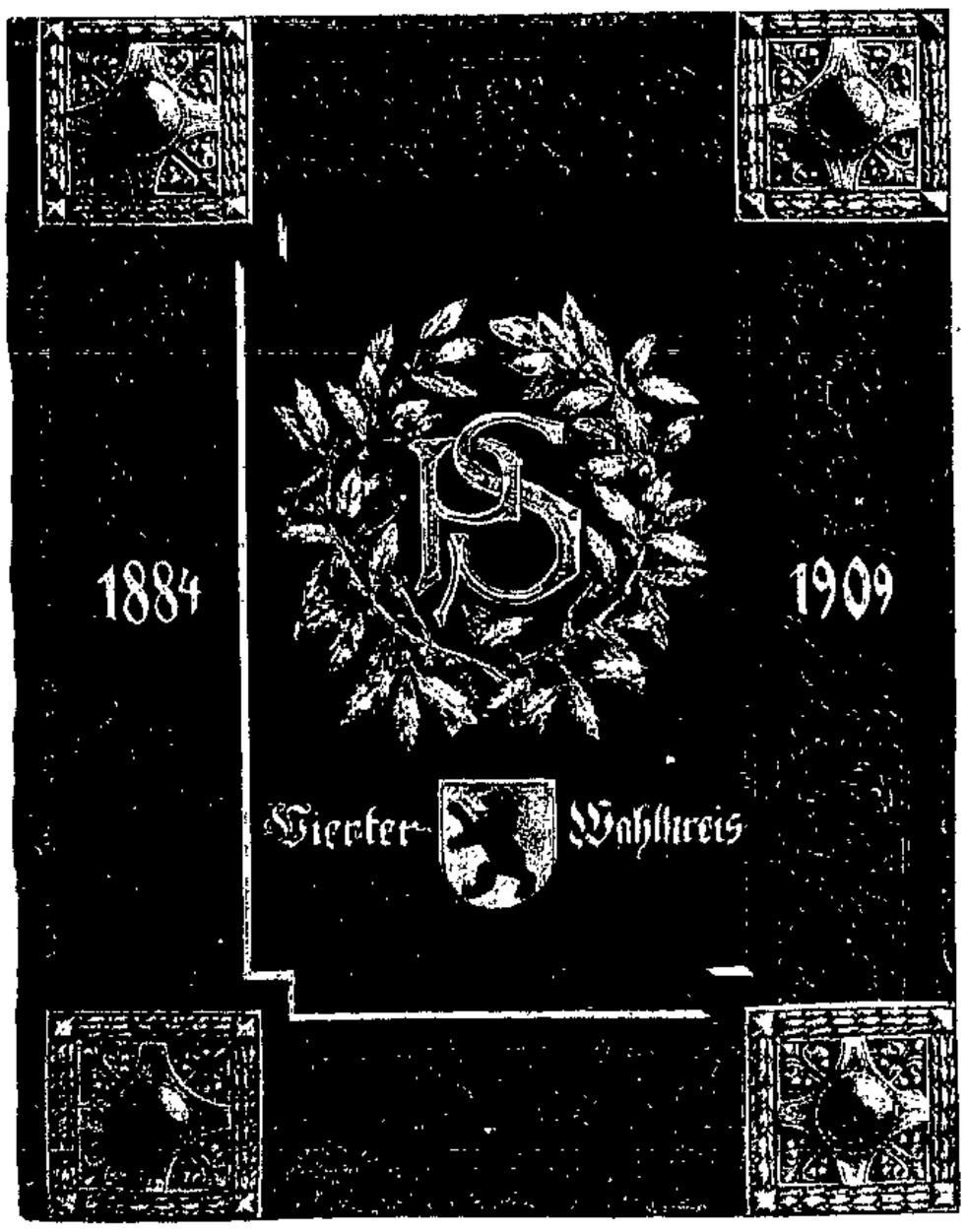
„Kammes" die gewünschten Muster hergestellt. Nachdem der Schnitt mit Alaun überfahren, werden die zu marmorierenden Bücher in das Becken eingetaucht und nehmen dort das Muster auf. Das alles hat mit großer Sorgfalt und sicherer Hand zu geschehen, sonst mißlingt der Schnitt. Farb- und Marmorschnitte werden meistens, nachdem sie getrocknet, in der Presse mit den Achatglättzähnen geglättet, wodurch die Farben ein lebhaftes Aussehen gewinnen. Da wir einmal bei den Buchschnitten uns befinden, sei gleich des Goldschnittes gedacht, obwohl dieser bei Pappbänden, ebenso wie die besseren Marmorschnitte, wenig zur Anwendung kam, sondern fast nur den Einbänden in Leder, Pergament, Samt und Seide zur Zierde diente und noch dient. Beim Goldschnittverfahren wird das Buch nach dem Beschneiden zwischen zwei Holzspalten fest eingepreßt, dann mit Schabeklingen spiegelglatt geschabt, hierauf mit verdünntem Eiweiß überfahren, auf das sofort das seidenpapierdünne Blattgold aufgetragen wird. Man läßt nun das Eiweiß ablaufen, die Schnitte etwa eine halbe Stunde trocknen, und gibt ihnen dann durch Glätten mit dem Glättzahn jenen feurigen Glanz, den er aufweisen muß, soll er das Auge des Kenners erfreuen. Auf dem Goldschnitt lassen sich mancherlei Verzierungen anbringen, deren Schilderung jedoch den Rahmen dieses Artikels überschreiten würde. Nachdem der Einlagerücken an dem Buchblock befestigt worden ist, die Pappdeckel angesetzt und unter Berücksichtigung der überstehenden Kanten formiert worden sind, hat das Buch seine übliche Form erhalten und das Ueberziehen mit Papier kann vor sich gehen, was in der Regel mit Leim geschieht. Es bleibt nur noch das Anpappen des Vorsatzpapiers übrig, wodurch Buchblock und Decke eins werden. Das Vergolden wird vielfach vor dem Anpappen vorgenommen, kann aber auch nachdem geschehen.

Von jeher wählte der Vergolder gern das Leder als dasjenige Material, an dem er seine Kunst erprobte. Die Meister des Handvergoldens entwerfen ihre Zeichnungen selbst. Als Leitmotiv schwebt ihnen vor, in der Zeichnung den Inhalt des Buches symbolisch zum Ausdruck zu bringen und eine schöne dekorative Wirkung zu erzielen. Die Zeichnung wird durchgepaust und die Pause straff über den Deckel gespannt. Mit Werkzeugen aus Messing: Rollen, Bogen, Stempelornamenten, die erhitzt werden, kann nunmehr mit dem Vordrucken der Zeichnung begonnen werden. Nach dem Vordrucken wird mit verdünntem Essig vermittels des Schwammes das Leder ausgewaschen, nach dem Trocknen die vorgedruckte Zeichnung mit dünnem Eiweiß zweimal ausgepinselt und die vorgedruckten Stellen mit Vaseline oder Schweinefett überfahren. Dann wird das Gold aufgetragen, mit einem Wattebausch angedrückt und darauf kann das eigentliche Drucken mit den obengenannten Werkzeugen beginnen, die vor dem Druck fortwährend blankgeputzt werden müssen, damit das Gold recht glänzend auf dem Leder steht. Ist alles gedruckt, so wird das überflüssige Gold mit Watte abgewischt, mit dem schwarzen Gummi nachradiert und fehlerhafte Stellen eventuell nachgedruckt. In ähnlichem Verfahren werden die Stehkanten und inneren Deckelkanten sowie auch eventuell der „Vorsatzspiegel" vergoldet.

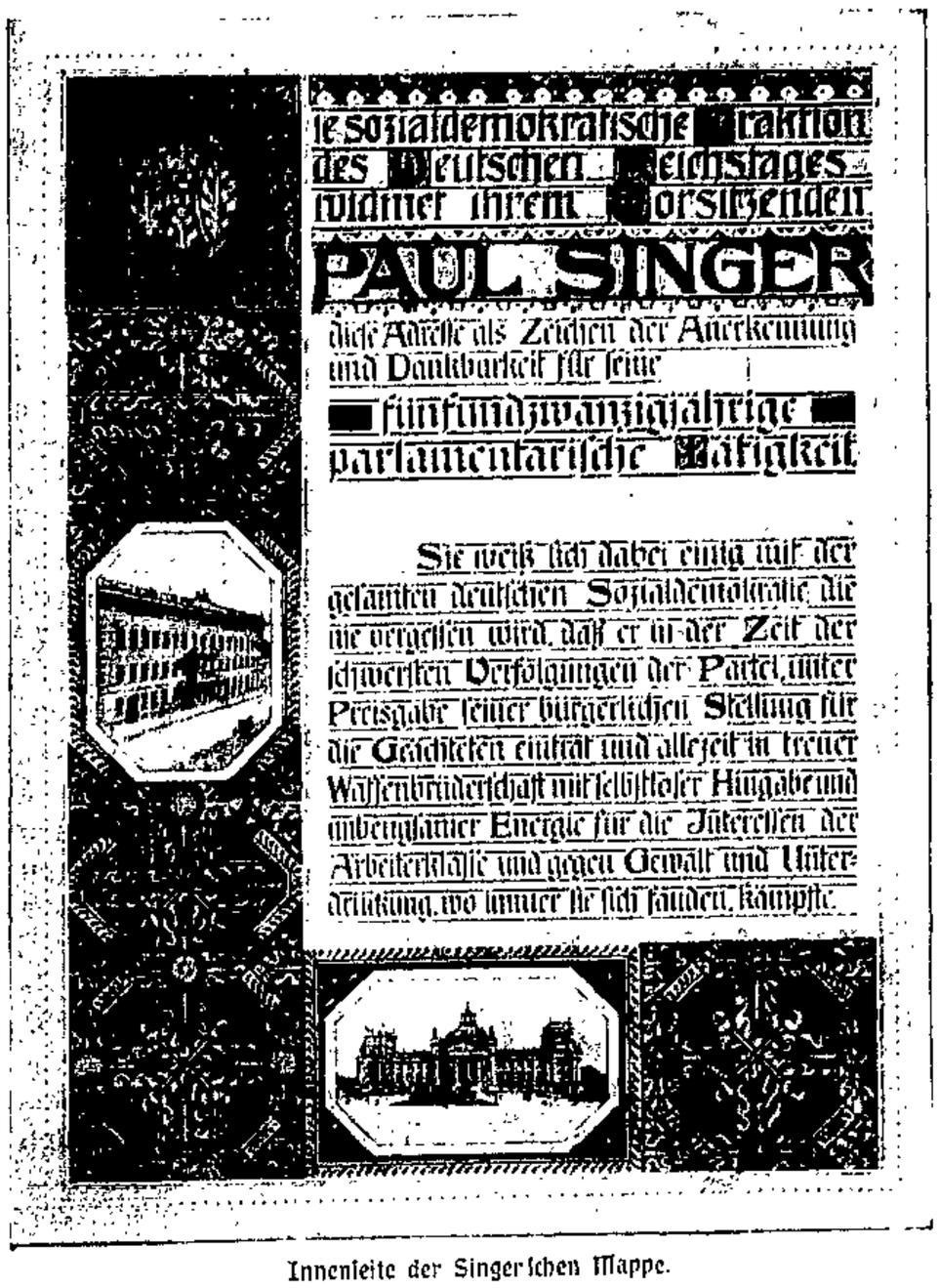
Die dekorative Wirkung einer Decke kann noch durch Lederauflage, auch Ledermosaik genannt, erhöht werden. Das Leder, welches in mehreren Farben genommen werden muß, wird zu diesem Zweck ganz dünn ausgeschärft, vorgedruckt, ausgeschnitten, mit dünnem Kleister angeschmiert und danach auf die Decke aufgeklebt. Es hängt von dem Farbensinn des Handvergolders ab, ob die Lederauflage zu



Ansicht der Frohmeschen Mappe.



Deckelblatt der Singerschen Mappe.



Innenseite der Singerschen Mappe.

einem harmonischen Gesamtbilde, welches das Auge entzückt, beiträgt. — —

Der moderne Buchhändlereinband entspringt einem wesentlich anderen Verfahren als dem oben geschilderten. Statt der manuellen Kraft und Geschicklichkeit tritt die Maschine fast in allen Phasen seiner Entstehung als Geburtshelferin auf.

Zyklopische Schneidemaschinen schneiden die Bogen zum Falzen zurecht. Bei großen Auflagen wird die flinke Hand der Falzerin ausgeschaltet, denn halb- und ganzautomatische Falzmaschinen leisten das Vielfache ihres Könnens. Das heutige Papier braucht nicht dem umständlichen Planieren unterworfen zu werden; kaum berührt es noch die Walzmaschine, es genügt meistens ein fester Druck der Stockpresse. Draht- und Zwirnheftmaschinen bewältigen rasch nach Zehntausenden zählende Auflagen. Das Kleben der Blätter und Bilder besorgt neuerdings auch schon in den Großbetrieben eine Maschine, während das Leimen noch Handarbeit ist. Der „Dreischneider" säbelt Vorderschnitt, oberen und unteren Schnitt des Buches sozusagen in einem Arbeitsgange glatt. Selbst das Marmorieren hat in der Schnittdruckpresse eine gefährliche Konkurrentin erhalten. Farb- und Goldschnitte werden hingegen noch in alter Weise hergestellt.

Die heutige Buchdecke verdankt ihre Entstehung einem ganz anderen Verfahren als dem früheren: die Pappen werden nicht mehr an den Buchblock angesetzt und dann überzogen, sondern letzterer wird in die fix und fertige Decke eingehangen. Kreispappenscheren von enormer Leistungsfähigkeit schneiden die Deckel zu und der sinnreich eingerichtete Mechanismus der Deckenmaschine besorgt das übrige bei der Herstellung der Decken. Schnellpressen und andere Pressen versehen statt des Handvergolders die Decken mit dekorativem Schmuck und was man bis vor einigen Jahren noch für unmöglich gehalten: das sogenannte „Fertigmachen" der Bücher besorgt eine zwar teure aber leistungsfähige Einlege- oder Fertigmachemaschine!

Dampfkraft und elektrischer Motor zum Antrieb der Maschinen spielen in der modernen Buchbinderei eine entscheidende Rolle. Die billigere weibliche Arbeitskraft verdrängt mehr und mehr die teurere männliche, und die Maschinen haben zweifellos die Arbeitslosigkeit unter den Angehörigen des Buchbindergewerbes vermehrt. Das sind die sehr wahrnehmbaren Schattenseiten der kapitalistischen Bücherproduktion. Möge daher bald die Kaufkraft der breiten Massen des Volkes so wachsen, daß das gesteigerte Bildungsbedürfnis voll befriedigt werden und dadurch die Produktion guter und schöner Bücher einen erhöhten Aufschwung nehmen kann.

Was man auch dagegen sagen mag: auch der Einband der „Buchfabrik" kann sehr wohl dauerhaft sein und ästhetische Freude auslösen, wenn nicht lediglich das kapitalistische Profitinteresse, sondern der Grundsatz auch in bezug auf ihn zur Geltung kommt: „Für das Volk ist das Beste gerade gut genug!"

Die Technik des Kunstdrucks.

Von **Paul Hermann.**

Autotypie und Kupferdruck.

Beim Steindruck und beim Lichtdruck handelt es sich, wie wir bereits bei früherer Gelegenheit ausführten, um sogenannte Flachdruckverfahren, die in der Hauptsache auf den chemischen Eigenschaften der Druckträger und dem Gegensatz von Fett und Wasser beruhen. Auf anderen Grundlagen basieren die Verfahren, durch deren Behandlung diese Artikelfolge nunmehr abgeschlossen werden soll: die Autotypie und der Kupferdruck. Bei ersterer wird durch Hochdruck, bei letzterem durch Tiefdruck reproduziert.

Die Autotypiedruckplatten werden durch das sogenannte chemigraphische Verfahren hergestellt. Unter Chemigraphie versteht man die Anfertigung aller durch Aetzprozesse gewonnenen Hochdruckplatten, die den Buchdrucklettern entsprechen. Wie bei diesen befindet sich also die Zeichnung erhaben auf dem Druckträger, so daß für den Druck von diesen Platten nicht besondere Maschinen erforderlich sind. Er erfolgt in der Buchdruckpresse, und zwar erforderlichenfalls gleichzeitig mit dem Buchdrucksatz. Durch diesen Vorzug erhielt die Chemigraphie großen praktischen Wert. Sie entwickelte sich überaus rasch und wurde trotz ihrer Jugend für einfarbige Arbeiten das gebräuchlichste, für mehrfarbige eines der gebräuchlichsten modernen Reproduktionsverfahren. Wie der Lichtdruck, so ist auch die Chemigraphie ein photomechanisches Verfahren, da das Bild oder die Zeichnung nicht, wie bei der Lithographie, durch manuelle Tätigkeit, sondern auf photographischem Wege, also mechanisch, auf den Druckträger übertragen wird. Daraus ergibt sich schon, daß die Bezeichnung Chemigraphie nicht ganz zutreffend ist. Sie galt auch ursprünglich nur für das Verfahren, durch das hochgeätzte Klischees auf Zink für Buchdruckzwecke hergestellt wurden, indem man Schrift oder einfache Strichzeichnungen durch Umdruck auf eine Zinkplatte übertrug oder direkt auf diese zeichnete, säurewiderstandsfähig machte und die freien Stellen durch starke Säureätzungen derartig vertiefte, daß das Schriftbild oder die Zeichnung wie bei den Buchdrucklettern oder Holzschnitten erhaben hervortrat, wodurch beim Ueberwalzen mit Farbe nur die erhabenen Stellen Farbstoff annahmen und auf das Papier abgedruckt werden konnten. Versuche in dieser Richtung hat, wie in dem Artikel über den Steindruck gezeigt wurde, bereits Senefelder gemacht. Die Bezeichnung Chemigraphie wurde dann von diesem ursprünglichen Verfahren, das heute noch bei der Herstellung einfacher Strichklischees Anwendung findet, ausgedehnt auf alle Verfahren, die sich unter Zuhilfenahme der Photographie aus ihm entwickelten.

Für die Vervielfältigung farbiger oder in den mannigfaltigsten Tonstärken gehaltener Bilder kommt aber dieses einfachste chemigraphische Verfahren, dessen erste Anwendung bis in die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreicht und mit dessen wirklich praktischer Handhabung der Franzose Gillot im Jahre 1867 begann, nicht in Frage, da es eben nur den Druck von vollen Flächen, Linien oder Punkten, die sich scharf vom Untergrunde abheben, ermöglicht. Erst als es im Jahre 1882 dem Münchener H. Meisenbach gelang, Tonoriginale, das heißt also nicht in einfachen Strichen gezeichnete, sondern in den verschiedensten Tonstärken gemalte Bilder oder photographische Naturaufnahmen durch sogenannte Netzaufnahmen in Punkte zu zerlegen, wodurch sie zur Hochätzung geeignet wurden, war die Möglichkeit der Anwendung des Verfahrens bedeutend erweitert. Die Autotypie, so nennt man die Erfindung Meisenbachs, bildet auch die Grundlage für den Drei- oder Vierfarbendruck in der Buchdruckpresse.

Wenn von einem Halbtonbild, also von einer mit verschiedenen Tuschtönen angelegten Zeichnung, einem Gemälde oder einer Photographie, zur Vervielfältigung durch Buchdruck eine Autotypieplatte hergestellt werden soll, dann bedarf das Original wie beim Lichtdruck einer Retusche. Besonders gilt das für Photographien und von diesen in erster Linie wieder für technische Aufnahmen (Möbel, Beleuchtungskörper, Maschinen usw.), bei denen es häufig darauf ankommt, daß jedes Teilchen klar und deutlich zur Geltung kommt, was durch die photographische Aufnahme allein nur selten möglich ist, da sie oft unter erschwerenden Umständen, in halbdunklen Räumen usw., erfolgen muß. Der Positivretuscheur im allgemeinen muß künstlerisches Empfinden und Geschmack entwickeln und hervorragend zeichnerisch befähigt sein; der Spezialretuscheur für technische Arbeiten wird außerdem auch einige Maschinenkenntnisse besitzen müssen.

Die Originale gehen aus der Hand des Retuscheurs in die des Photographen, der von ihnen ein photographisches Negativ zu erzeugen hat. Dazu werden ebensowenig wie beim Lichtdruck die gewöhnlichen Trockenplatten verwendet, sondern der Photograph präpariert sich seine Platten selbst, indem er gute Glasscheiben mit einer geeigneten lichtempfindlichen Emulsion überzieht, die die Eigenschaft hat, die Platte orthochromatisch zu machen. Das heißt, die Farben gelb und rot, die auf gewöhnlichen Trockenplatten mit einer ihrer tatsächlichen Tonstärke nicht entsprechenden Kraft wirken, wodurch sie auf der fertigen Aufnahme viel dunkler erscheinen als sie in Wirklichkeit aussehen, kommen auf der mit Emulsion überzogenen Platte nur in der ihrem wirklichen Tonwert entsprechenden Stärke zur Geltung. Dadurch wirken auf der fertigen Aufnahme dunkelblaue Stellen nicht unnatürlich hell und hellrote oder gelbe Stellen nicht unnatürlich dunkel, wie man es auf fast allen gewöhnlichen photographischen Aufnahmen beobachten kann. Die Platten kommen in noch feuchtem Zustande in die Kassette und mit dieser zur Belichtung durch das Objektiv in den photographischen Apparat. Um aber für das Original mit seinen geschlossenen Tönungen eine zum Druck in der Buchdruckpresse geeignete Druckplatte zu schaffen, müssen schon bei der Belichtung der lichtempfindlichen Negativplatte, also bei der Aufnahme, die geschlossenen Halbtöne des Originals in offene Punkttöne zerlegt werden. Zu diesem Zwecke bedient man sich des sogenannten Rasters, das im Apparat der lichtempfindlichen Platte in geringem Abstande vorgeschaltet werden muß. Der Raster besteht aus zwei gleichmäßig mit feinen schwarzen Linien überzogenen Glasplatten, die mit ihren linierten Seiten derartig zusammengekittet sind, daß sich die Linien beider Platten rechtwinklig kreuzen, so daß ein feines Liniennetz entsteht. Der Abstand der Linien ist verschieden; es kommen 10 bis 80 Linien auf den Zentimeter. Für feine und zarte Reproduktionen muß eine Rasterplatte mit sehr engem Liniennetz, für solche, die auf nicht sehr glattes Papier erfolgen sollen, ein gröberer, weitmaschigerer Raster verwendet werden. Alle von dem Original durch das Objektiv auf die lichtempfindliche Platte fallenden Strahlen müssen den Raster passieren. Sie können nur durch die zwischen den Rasterlinien liegenden durchsichtigen Stellen des Rasters auf die Platte einwirken. Daher wird das gewonnene Negativ nicht wie ein gewöhnliches photographisches Negativ geschlossene, sondern in lauter winzige feine Pünktchen zerlegte Halbtöne aufweisen. Auf einer nach diesem Negativ hergestellten Kopie werden nach den Tiefen zu die zwischen den schwarzen Pünktchen liegenden weißen Stellen immer kleiner, bis diese Tiefen fast gedeckt erscheinen, während nach den Lichtern zu die schwarzen Pünktchen immer feiner und spitzer werden, bis sie an den allerhöchsten Lichtern, das heißt also den hellsten Stellen, scheinbar ganz verschwinden. Auf dem Negativ ist es natürlich umgekehrt. Dieses wird in ähnlicher Weise entwickelt, wie gewöhnliche photographische Platten, wobei der Photograph allerdings durch stellenweises Abschwächen oder Verstärken, sogenanntes Aetzen des Negativs zur Erzielung einer wirkungsvollen Wiedergabe des Originals beitragen muß.

(Schluß folgt.)

Der Defraudant.

Erzählung von Hans Ostwald.

(Fortsetzung.)

Die Schar stob lachend und kreischend auseinander. Reihenweise zogen die hellgeputzten Mädchen im Saal herum.

In diesem Augenblick entstand an der Tür ein Auflauf. Der Steuereinnehmer kam mit seiner Frau. Sie trug ein weißes Mullkleid wie ein junges Mädchen. Um die kaum noch erkennbare Taille hatte sie eine hellblaue Seidenschärpe gewunden.

Sie trat auf mehrere alte, einfach gekleidete Frauen zu.

„'n Abend, Möllerschel Ist alles vergnügt?"

„Ja, ja!" Die kleine Person glänzte über das runzlige Gesicht.

Nein, sagen Sie — ist denn heut kein Tanz?"

„Eben is man Pause."

Die Frauen rückten, um für Frau Klähn Platz zu machen. Da kam Geseritz durch den Saal gestelzt. Der Wein war ihm in den Kopf gestiegen. Und bei den Unterhaltungen, die die Gemeinderäte seit der letzten Sitzung gehabt hatten, waren alle einig geworden, daß kein Thorstädter Bürger Steuern unterschlagen hatte, sondern daß wohl Klähn der Täter sein müsse.

Geseritz winkte seine Frau beiseite und sagte ihr, mit der Steuereinnehmerin dürfe keine anständige Frau zusammen sitzen. Das wäre ein Skandal! Solche Person!

Wütend sah er sie an, als er an ihr vorbei wieder nach seinem Platz ging.

Seine Frau tuschelte heimlich mit den anderen. Und so saß Frau Klähn plötzlich allein mit einer kleinen unansehnlichen Frau. Da stand sie auf und trat auf die anderen zu. Die gingen weiter, ohne sie zu beachten und flüsterten miteinander:

„Mit der werde ick mich doch nicht hinstellen! — Man redt so viel über sie . . . Sie soll wat mit'n Postassistenten haben. . . . Is nich wahr?"

Frau Klähn blieb verdutzt stehen. Als ihr Mann zu ihr kam, fragte sie:

„Sag mal, Paulchen, was haben denn die verrückten Frauenzimmer?"

„Ja — ich weiß auch nicht. Wir beide haben doch gar nichts an uns —"

Er betrachtete sich vorn und hinten, drehte seine Frau herum — und sah seine Stiefelsohlen nach. Doch fand er nichts. Plötzlich fragte er drohend: „Du, sag mal, Du hast doch keine Dummheiten gemacht?"

„Was?"

„Na, mit Deinem Freund, dem Postassistenten!"

„Was Dir einfällt! Ueberhaupt eine ehrenhafte Frau so zu insultieren!" Sie weinte beinahe. „Warum läßt Du mich denn immer allein?"

Ihr Mann sagte ungeduldig: „Ja, ja — is schon gut" und ging zu den Gemeinderäten. Die waren jäh ganz still, als er an ihren Tisch trat. Die hatten sicher über ihn gesprochen. Das brachte ihn aus der Fassung. Nach einer peinlichen Pause fragte er unvermittelt:

„Haben Sie schon gehört, die Kommission kommt bald."

Geseritz antwortete gedehnt: „So — so —"

Klähn versuchte krampfhaft, das Gespräch weiterzuführen: „Dann wird es sich ja zeigen, daß die ganze Geschichte ein faules Gerede war."

Er erhielt keine Antwort.

„Es kommt ja manchmal vor, daß ein Mensch verdächtigt wird, der ganz unschuldig ist."

Auch jetzt erhielt er keine Antwort.

„Ueberhaupt — auf Gerüchte — auf Gerüchte soll man gar nichts geben." Er zupfte mit zitternden Fingern an seiner Krawatte und rieb sich die Augen.

Da winkte ihn seine Frau nach dem anderen Ende des Saales. Ihm war, wie wenn Stricke, die ihn an dem Platz festhielten, von ihm abfielen. Leichtfüßig lief er hin zu ihr.

„Mann, was ist denn los? Keins von den Weibern will mit mir sprechen?"

„Na — sie werden uns doch nicht verderben wollen?" meinte er.

„Was — verderben!" schrie sie mit vorgehaltenen Händen, die Augen verzerrend.

„Ach — Unsinn —" machte er. Aber sein verstörtes Gesicht beruhigte sie nicht. Da drang sie in ihn. Er solle ihr alles sagen. Sie würde vielleicht helfen können.

Nach einigem Zögern gestand er ihr die ganze Geschichte.

Verzweifelt jammerte sie: „Paul, Paul, wenn sie Dich nun wegschleppen in den Kerker!"

„Schrei nicht so!"

„Ja — aber Paulchen — so überlege doch! Kannst Du denn die Stundungen nicht verdecken? Warum machst Du nur so was?"

„Quäl' mich doch nicht!" bat er.

„Siehst Du, das hast Du davon, daß Du die Nächte mit denen Wein kneipst und Karten spielst. Nun lassen sie Dich fallen!"

Da protestierte er. Er habe keine Schuld. Sie hätte ihn aus dem Hause getrieben —

„Was — ich habe Schuld? — Du, das kann ich Dir sagen, wenn sie Dich am Schlafittchen kriegen — ich laß mich sofort von Dir scheiden! Ich kriege noch alle Tage einen anderen!" triumphierte sie.

„Nein, Martha, das tust Du mir nicht an. Sonst bring ich mich um!"

„Ich werde ja sehen!" Sie blieb kühl.

„Sieh mal, wir haben nu funfzehn Jahre zusammen ausgehalten — und nu in der Not willst Du mich verlassen?" Er riß an seinen Schnurrbart.

Sie konnte seinen Blick nicht aushalten und sagte: „Ich — meinte auch bloß so — Du mußt doch auch nun überlegen!"

„Was gibt's da zu überlegen?" fragte er. „Ich weiß, daß verschiedene von den Dickköppen nicht so viel Steuern bezahlt haben, wie sie von Rechts wegen hätten bezahlen müssen."

„Na — und?"

„Die müssen eben für mich aussagen!"

„Kannst Du es ihnen genau nachweisen?" Sie blieb kritisch.

„Das gerade nicht!" mußte er antworten.

„Na also — dann mußt Du doch was unternehmen."

„Ach Unsinn! Das wird sich schon finden! Wozu sich vorher den Kopf zerbrechen? . . . Wozu mischt Du Dich überhaupt in meine Angelegenheiten?"

„Du bist mir doch damit gekommen!"

„Na — ich will meine Sachen selber durchfechten. Ihr Frauen habt dafür gar kein Verständnis!"

„Das sagst Du immer! Deinetwegen können wir ja im Elend umkommen. Aber das kann ich Dir sagen — stecken sie Dich ein — ich bleibe nicht in dem Nest. Ich versuche mein Glück. . . So werde doch vernünftig und tue irgend was in der Angelegenheit!"

„Ach — da läßt sich doch nichts tun!" machte er ungeduldig. „Quäl mich nicht so. Amüsier Dich!"

Er ließ sie stehen und ging nach dem Weintisch. Hastig stürzte er ein Glas Burgunder hinunter — und hatte bald allen Kummer vergessen. Während sie sich dem jungen, bartlosen Postassistenten zuwandte, trat er zu einer Gruppe, die aus dem Bürgermeister, den beiden Pastoren und anderen Amtspersonen bestand.

Die Gemeinderäte aber, die an der langen Tafel saßen, regten sich über ihn auf. Am meisten Nitze.

„Dat 's een öffentliches Aergernis!" sagte er.

„Ja — nicht wahr?" meinte Geseritz.

„Wie dieser Kerl sich noch rausnehmen kann, uff unse Hochzeit zu kommen? Der hat uns doch man bloß die Kommission uff den Hals gehetzt!"

„Jawoll! Der! Wat der hier will?!" gröhlte der alte Koch wütend. „Der zeigt einen an und drinkt dann unsen Wein!"

„Haben Sie ihn denn nicht eingeladen?" fragte Geseritz.

„Gewiß habe ick dat. Aber er kann doch wissen, dat wir ihn nicht mögen!" schrie Nitze. Er stieß sein Weinglas so kräftig auf den Tisch, daß es zersplitterte. Dann schlug er mit seiner Faust auf die Scherben. Sein Blut mischte sich mit dem Wein. Er merkte es nicht und fühlte auch nicht, daß ihm jeder Schlag die Hand zerfleischte. Geseritz sprang entsetzt auf, er hatte mit einer Ohnmacht zu kämpfen. Strüving wollte den tobenden Nitze beruhigen. Aber der schrie:

„Ach wat, Ruhe! Er is 'n liederlicher Mensch, een Rumdreiber, een Angeber!" Dabei torkelte der Bauer hin und her. Seine Frau fing ihn auf und verband ihm mit einem Taschentuch die Wunden. Als sie ihn losließ, wollte er auf Klähn los.

Da sprang Hoppe zwischen, der eine Schlägerei verhindern wollte.

„Hälste wol Dein Mul?" schrie er gedämpft den Wütenden an. „Willste Dich int Unglück reiten?"

„Wüso?" fragte Nitze und ließ sich ruhig beiseite schieben. Hoppe sprach die richtige Sprache mit ihm. Diese derben Worte verstand er. „Willste etwa een paar Monat in't Gefängnis? Denk an Deine Kinder! Machst ja alle unglücklich!"

Nitze ward nachdenklich.

Hoppe sprach weiter: „Willste denn Deinem Jungen die Freude verderben? Heut, uff seine Hochzeit? . . . Schäm Dich, so'n ollen jiftigen Mann!"

„Nee, wat ick for'n Mensch bin — dat Unglück! Dat Unglück!" jammerte Nitze, während Hoppe ihn hinausführte.

Sein Junge, der mit seiner jungen Frau und seinem Schwiegervater zusammenstand, rief ihm zu: „Na, Vader, häste genug?"

Dann meinte er zum alten Koch:

„Nee, Vader Koch, de Torfwiese mußte uns noch geben. Die haste uns versprochen. Dabei muß et bleiben. Nich Mieze?" fragte er sein junges Weib, das in weißem Kleide, mit Myrthenkranz und Schleier, an seiner Schulter lehnte.

„Ja, Vadding," sagte sie, zärtlich drohend, „die Torfwiese is unse!"

„Aber bedenkt doch — wovon soll ick denn leben? Mein Haus in Laatzig habt Ihr. Zwei Pferde habt Ihr. Sechs Kühe habt Ihr noch — und de Schweine — und Weizacker — — Wat bleibt mir? Wat bleibt mir?" Ganz verzweifelt rief der Alte: „Ick muß noch betteln gehn!"

„Na, Vadding, so schlimm is dat nich!" sagte seine Tochter ruhig. „Und wenn Du uns alles gibst, is et dat beste. Dann brauchste Dir nich mehr quälen —"

„Nee, nee — ick bleibe lieber for mich!" wehrte der Alte ab. Mit beiden Händen winkte er sie fort von sich. Der Wirt hatte ihn hinausgerufen. Alles drängte ihm nach. (Fortsetzung folgt.

Künstlerische Adressen und Diplome. Ein Diplom soll ehren, anerkennen. Es hat damit eine gewisse Feierlichkeit der Erscheinung zur Voraussetzung und Bedingung. Das rechtfertigt, daß die Kunst und das Kunstgewerbe sich in seinen Dienst stellen. Wir können ziemlich weit zurückgehen in unserer Vergangenheit. Das Mittelalter hatte die Meister- und Gesellenbriefe, es hatte die Bestallungsurkunden für bestimmte Stellungen. Und diese Art und Weise der Verbriefung eines Amtes, eines Rechts, einer Stellung kam der zu einer gewissen Feierlichkeit neigenden Zeit entgegen. Es liegt eine Symbolik in solchen Urkunden, eine Feierlichkeit, die gewissermaßen den Vorgang heraushebt aus dem Geschehen des Alltags. Die Freude der mittelalterlichen Buchkünstler und Drucker an der schönen Gestaltung solcher Urkunden entsprach dem allgemeinen Sinn der Zeit, sich in Zierart, Vignetten und dergleichen auszugeben. Eine ganze Reihe von Künstlern widmete sich der Ausmalung solcher Schriftwerke, und ein reicher Schatz von Formen ist uns in diesen Werken aufbewahrt. Doch ist in jenen Zeiten das Diplom mehr ein Teil der allgemeineren Druck- und Schreibkunst geblieben. Erst in unserer Zeit, etwa seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, tritt die Urkunde, das Diplom in der Weise, in der Fassung, in den Vordergrund, wie wir sie jetzt kennen. Es war dazu zweierlei nötig. Einmal die Kenntnis der vielfachen Kunstformen der vergangenen Stile, die ein ganz anderes Material lieferten, dann der wirtschaftliche industrielle Aufschwung, die politische Entwickelung, das Gefühl der größeren Gemeinsamkeit. Diese beiden Faktoren trugen dazu bei, dem Diplom jene erhöhte Geltung zu geben, die wiederum veranlaßte, daß die künstlerische Ausdrucksform reicher, prätenziöser wurde als der Stil der mehr intim aussehenden Diplome des Mittelalters.

Auch die Ausbildung der Technik kam dem entgegen. Durch die Verfeinerung der graphischen Verfahren wurden ganz andere Effekte möglich. Man denke nur an die Lithographie, an den Dreifarbendruck und andere immer reicher und mannigfaltiger auftretende Vervielfältigungsverfahren, die allerdings, und namentlich zuerst, eine Verwilderung des Stils herbeiführten, da man glaubte, kurzweg alles vervielfältigen zu können, dabei sich übernahm und seine Freude hauptsächlich an der technischen Bewältigung hatte, eine Kinderkrankheit, die allen technischen Vereicherungen unserer Zeit anhaftet, eine Verwilderung, aus der wir uns zu befreien beginnen.

Je nach der Eigenart des Künstlers wird entweder der Text mehr in den Vordergrund treten oder der künstlerische Schmuck entscheidender mitwirken, der entweder nur Randschmuck sein oder sich bis zum Gemälde erweitern kann. Während die Ehrenurkunden, die für eine bestimmte Person gelten, mehr persönlichen Charakter haben, daher künstlerischer, freier, malerischer gehalten sind, sind die Diplome im engeren Sinne allgemeinerer Geltung. Sie sind nicht an eine bestimmte Person gebunden. Hier tritt das Kunstgewerbliche, das Praktische in den Vordergrund. Hier wollen wir nicht Beziehungen, Hindeutungen, sondern eine dekorative Einheit sehen. Gerade auf den reichen Gebieten des allgemeinen Lebens, in das immer wieder junge, neue Scharen eintreten, ist es Erfordernis, daß der Künstler nicht die alten Mittel, die übliche Formensprache verwendet, sondern in neuem Gebiet arbeitet. Klare Stileinheit ist das Haupterfordernis. Gerade hier findet er ja eine Fülle von neuen Motiven. Das reich sich entfaltende industrielle Leben bietet ihm eine Fülle neuer Gedanken und die moderne dekorative Formensprache zeigt ihm die Mittel.

Alles das trifft auch in vollem Maße auf die Glückwunschadressen zu, die dem Genossen Paul Singer, anläßlich seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums als Vertreter des vierten Berliner Wahlkreises im Reichstage am 28. Oktober dieses Jahres von den Fraktionskollegen und dem Genossen Frohme, anläßlich des gleichen Jubiläums und am selben Tage, von den Genossen des achten schleswig-holsteinischen Reichstagswahlkreises überreicht wurden. Wir bringen von diesen Prachtwerken heimischen kunstgewerblichen Könnens etliche Abbildungen, welche die Deckelseiten und Widmungsblätter zeigen.

Der aus dunkelgetöntem Rindsleder hergestellte Deckel der Singerschen Mappe trägt geschmackvoll modellierte Eichen- und Lorbeerborde auf gepunztem Grunde. Die ornamentalen Nägel an seinen vier Ecken sind handgetriebene Silberarbeit; als Schmuckwerk sind mit dem Ton des Ganzen übereinstimmende Halbedelsteine beigegeben. Der auf glattem Grunde modellierte Kranz leuchtet, ebenso wie Wappen und Schrift, altversilbert aus dem braunen Ledergrunde heraus. Das Material des Widmungsblattes ist echtes Pergament; auch hier dominiert das modern stilisierte Eichenornament, dessen Grundton ein kräftiges Rot bildet, auf das in vornehmer Wirkung, dort wo es die Zeichnung erfordert, ein leuchtendes Gold gestellt ist. Dieses Gold ist nicht in der üblichen Art aufgetragen, sondern, namentlich nach den Rändern hin, sorgfältig eingepunzt: ein Verfahren, dessen subtile Technik nur bei Meisterwerken dieses kunstgewerblichen Zweiges angewandt zu werden pflegt. In feinster Federzeichnung in die ornamentale Verzierung hineingesetzt sind ferner zwei Medaillons, die das alte und das neue Reichstagsgebäude, die beiden parlamentarischen Wirkungsstätten des Jubilars, zeigen. Die Schriftzeichen der Widmung sind in Gold, in Schwarz oder in Rot gehalten. Sie ziehen sich auf das zweite, einfachere Widmungsblatt hinüber, das die persönlichen Namensunterschriften der gegenwärtigen Angehörigen der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion trägt. Auch auf diesem Blatte tritt ornamental verwendet wieder die Eiche hervor, die, im Verein mit dem Lorbeer, von dem Schöpfer des Entwurfes als Symbole der Arbeit, des zähen Ausharrens und der großen Verdienste des Jubilierenden gewählt worden sind. Zu erwähnen bleibt noch der den Widmungsblättern vor- und nachgegliederte Vorsatz, der mit seiner reichen Brokatseide, die streng stilisierte Löwen — Altgold auf einem schönen, dunklen Rot — trägt, einen vornehmstimmungsvollen Uebergang vom Außendeckel zu den Innenblättern bildet. Die Maße der Mappe betragen 37 Zentimeter in der Breite und 48 Zentimeter in der Höhe.

Auch die Frohmesche Mappe ist im wesentlichen aus den gleichen Materialien hergestellt, wie die Singersche, aus bestem, mit subtiler Punzarbeit ausgestattetem Rindsleder. Ihre vier in Silber getriebenen Ecken stellen den Fleiß, das Wissen, die Industrie und die Landwirtschaft dar. Der Vorsatz ist schön gemusterte, gelbe Seide, die Innenblätter geben Ansichten der Hauptorte im Wahlkreise des Jubilars; die Schriftlypen sind modern gehalten und bräunlich getönt. Das Format dieser Mappe beträgt 65 Zentimeter für die Höhe und 53 Zentimeter für die Breite. Auch in diesem kunstgewerblichen Meisterwerk spricht die schlichte, und doch gediegene, Ausstattung äußerst sympathisch an; es ist nicht allein ein schönes und ehrendes Andenken für den Jubilar, sondern auch ein Prachtstück moderner Leder- und Adressentechnik.

Die Erfindung des Emails. In der von Goethe übersetzten Selbstbiographie des italienischen Bildhauers und Erzgießers Cellini (16. Jahrhundert) ist der Guß des für den Herzog Kosimo von Florenz bestimmten Bildwerkes des Perseus mit dem Medusenhaupt beschrieben mit allen seinen aufregenden Zwischenfällen, wie Cellini, um das Metall flüssiger zu machen, im Augenblick der höchsten Not alles Zinngeschirr seines Haushaltes in das Gießgut wirft und wie eben, als der Guß beendet ist, der Ofen explodiert und das Haus in Brand steckt. Cellini hatte einen Zeitgenossen, dessen Lebensschicksale mit den seinigen in vielem ähnlich sind, den Glasmaler Bernhard Palissy, der 1510 in der Gironde geboren war und als Glasarbeiter und Glasmaler ein ärmliches Leben führte. Als er keinen Anklang und keinen Absatz seiner Glasarbeiten bei der Bevölkerung seines Wohnortes in der Provinz Saintonge fand, versuchte er das Email, das bei den Römern, den Indiern, den Aegyptern, den Mauren schon in hoher Vollendung verfertigt worden war, aufs neue zu entdecken. Zwar hatten solche Versuche schon die Italiener gemacht, als sie in den von den Mauren erbauten Kirchen von Pisa, das 1508 wieder an Florenz gekommen war, Emailbilder in den Wänden vorfanden, und Luca della Robbia brachte auch wirklich eine Art von Email auf Ton zustande, die Majoliken. Aber diese Kunst blieb auf Oberitalien beschränkt. Bernhard Palissy erfand sie aufs neue für Frankreich. Die Erfindung machte sein Glück, er kam nach Paris, und Katharina von Medici, die Florentinierin und Gattin des französischen Königs Heinrich II., ward seine Gönnerin. Wie alle Künstler jener Zeit war auch Palissy sehr vielseitig, er war nicht nur Glasmacher und Töpfer, sondern auch Gelehrter, der artesische Brunnen zu bauen lehrte, der über Schwere der Luft, Bildung der Kristalle neue Theorien aufstellte, aber auch der Alchymie und Astrologie kräftig zuleibe ging und allerdings sich dadurch viele Feinde machte, so daß man ihn als 78jährigen Greis als Hugenotten in die Bastille sperrte, wo er ungebeugt nach einjähriger Kerkerhaft starb. — Neun Jahre zuvor hatte er seine Lehren in einem Buche zusammengefaßt, in dem er auch in Rede und Gegenrede seine Erlebnisse bei der Erfindung des Emails schildert, ohne freilich genau zu sagen, woraus sein Email bestanden habe. Wie schon gesagt — es war die Not, die ihn trieb, nach dem Email zu suchen und, wie er schreibt, ohne sich über das Wesen des Emails sehr klar zu sein, zerrieb er bei den ersten Versuchen alles, was er erhalten konnte und von dem er annahm, es könne schmelzen.

Als Glasmacher kann ihm das Gebiet freilich nicht ganz fremd gewesen sein. Nach eigener Idee baute er sich einen Ofen, und schon bei den ersten Schmelzversuchen zeigte es sich, daß er manche der Schmelzen verbrannte, andere aber überhaupt nicht zum Schmelzen bringen konnte. Die Versuche setzte er einige Jahre lang fort, bis er einen Töpfer gewann, der den Brand vornahm. Aber dem gelang das Experiment auch nicht, weil er zu wenig Hitze in seinem Ofen hatte. Palissy legte nun die Sache beiseite, weil er die Lust verloren, aber auch keine Mittel zu weiteren Versuchen besaß. Aber er fand bald Gelegenheit, durch eine Landvermessung etwas Geld zu verdienen, und das ermunterte ihn zur Fortsetzung der Versuche. Und zwar ließ er den Brand dieses Mal in einer Glashütte machen. Aber hier war die Hitze zu groß, und seine Schmelzen verbrannten. Nun baute er sich wieder einen Ofen. Da er ohne alle Hilfe war, mußte er selber mauern, selber Ziegel und Wasser herbeitragen. Dann ging er daran, die Stoffe, aus denen er das Email herstellen wollte, zu zerkleinern, und das beschäftigte ihn länger als einen Monat. Sechs Tage stand er nun ununterbrochen am Ofen, um den neuen Brand zu machen, aber er brachte die Stoffe nicht zum Schmelzen.

Da es ihm u. a. auch an Holz fehlte, um die Hitze höher zu treiben, riß er kurzerhand die Dielen seines Hauses los und hackte Tische und Stühle klein, damit das Feuer Nahrung erhalte. Selbst die Gartenpfähle mußte er verbrennen. Die Leute begannen sich über ihn lustig zu machen; er hatte Schulden und konnte selbst das Ziehgeld für seine Kinder nicht bezahlen. Aber er brauchte Gefäße aus Ton zu seinen Versuchen und ließ diese von einem Töpfer machen, den er im Gasthaus auf Kredit verpflegen ließ. Dann mußte er den Töpfer entlohnen; Geld hatte er nicht, er gab ihm seine eigenen Kleider. Er baute einen neuen Ofen, machte neue Schulden, und in bewegter Weise ist geschildert, welche Mühe die Zerkleinerung seiner Ingredienzen ihm bereitete. Monatelang war so der neue Brand vorbereitet worden, und als er vollendet war, zeigte sich wieder, daß alles verdorben und die Mühe ohne Erfolg gewesen war. Die Hitze war so groß gewesen, daß die Steine des Ofens schmolzen und Kieselsplitter auf das Email gesprengt hatten. Alle Kosten des Brandes waren weggeworfen, und zum Ueberfluß stellten sich nun die Gläubiger ein. Sie wollten die verdorbenen Sachen kaufen, d. h. an Zahlungsstatt annehmen, aber Palissy zerschlug den Brand in Stücke, damit ihm das mißglückte Produkt den Ruf nicht verderbe.

Dann kehrte er zu seiner Glasmalerei zurück, um wieder etwas Geld zu verdienen. Doch Ruhe ließ es ihm nicht. Er begann wieder einen neuen Brand, der ebenfalls verunglückte; bald war der Brand zu stark, bald zu schwach, bald auf einem Stücke ungleichmäßig, bald der Emailbelag zu dünn, bald zu dick. Fünfzehn Jahre lang hat Palissy diese Versuche gemacht, bis es ihm gelang, ein aus verschiedenen Farben bestehendes jaspisartiges Email herzustellen, mit dem er etwas Geld verdienen konnte.

Dazu kam noch, daß ihm das schlimmste begegnete, was es für Leute seiner Natur geben kann: seine Nachbarn, ja selbst seine Angehörigen verachteten und verhöhnten ihn. Weil er früher alles hatte verbrennen müssen, mußte er sein Haus erneuern, und Geldmangel zwang ihn, eine Weile mit dem Efeugerank als Hausdach vorlieb zu nehmen; später ersetzte er das durch ein Holzdach. Es heißt, der Zufall sei der größte und erfolgreichste Erfinder; hier aber, bei der Erfindung des Emails, dessen praktischen Wert wir an glasierten Tongefäßen und an seinem Nachläufer, dem Email der eisernen Kochgeschirre als etwas Alltägliches hinnehmen, hat der Zufall wirklich ganz beharrlich gestreikt. h. l.

Alle für die **Redaktion der „Neuen Welt"** bestimmten Sendungen sind nach **Berlin SW. 68**, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Verantw. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg. — Druck: Vorwärts Buchdruckerei, Berlin SW. 68.